

Der letzte Tanz

Bei den Vereinigten Bühnen Bozen ist der „Iwanow“ von Tschechow das Kind einer müden Gesellschaft. Die Inszenierung ist perfekt, doch sie erklärt wenig.



Foto: Kartheinz Fessl

Nikolaj Alexejewitsch Iwanow ist schon ein besonderer Kerl. Er stammt aus dem 19. Jahrhundert, er ist eine Erfindung von Anton Tschechow (1860–1904). Der russische Dramatiker registrierte wie ein Seismograph die Beben in der Gesellschaft, die gesellschaftlichen wie die individuellen Umbrüche.

Iwanow ist dennoch ein Heutiger. Einsamkeit und Müdigkeit liegen über ihm, wie Smog in einer modernen Großstadt. In „Iwanow“ (uraufgeführt 1887) zeigt der Autor eine Gesellschaft, aus der alle Kraft gewichen ist. Seine Figuren sind Verlorene, auch wenn sie sich aufbäumen. Schön daran ist auch, dass Tschechow sie mit Galgenhumor untergehen lässt, über diese „Helden“ lässt sich auch lachen.

In der Inszenierung von Mateja Koležnik wendet uns Iwanow den Rücken zu, Stöpsel im Ohr. Als er sich umwendet, sehen wir die Lee-

re in seinem Gesicht. Markus Hering zeigt uns gleich sein ganzes Elend, ein mit Schwermut gepanzertes Körper. Anna Petrowna, seine Frau, tanzt herein, als wäre es ihr letzter Tanz, es ist ein Totentanz. Weit weg voneinander sind die Körper der früher einmal heftig Liebenden. Die Südtiroler Schauspielerinnen Gerti Drassl spielt diese Frau, die vergeblich um Würde und Liebe ringt – es ist ein gekonnter Tanz auf der Kante.

Für die Koproduktion von Stadttheater Klagenfurt (dort hatte der „Iwanow“ schon im Mai Premiere) hat Regisseurin Mateja Koležnik den Text radikal verschlankt. Was sich vier Stunden ausspielen ließe, dauert hier anderthalb Stunden. Es bleibt also nicht viel Zeit, um an den Charakteren zu feilen, es ist mehr eine Skizze, die den Zuschauer zum Ausmalen einlädt. Manche Charaktere sind nur hingetupft, aber so war es auch schon in der Vorlage

von Tschechow. Der „Iwanow“ ist eines seiner frühen Stücke.

Die Regisseurin aus Slowenien, unterwegs auf großen Bühnen, lässt langsam beginnen. Mit Iwanow, dessen Frau, mit Iwanows Onkel Schabjelski, dessen Zynismus Florentin Groll besonders betont, mit Lwow, dem Arzt, den Holger Bülow mit ausgeprägtem Helfersyndrom spielt. Die ersten zwei Akte bis zur Pause schleppen sich trotz Kürzung ein wenig dahin, nach der Pause spürt man die große Leere und die Aussichtslosigkeit dieser Gesellschaft besonders. Auch wenn Iwanow durch die Hochzeit mit Sascha (Katharina Wawrik) noch einmal zum Leben kommen will. Die Tragödie des „modernen“ Menschen, die Müdigkeit, die Depression, die Erschöpfung, die Geist und Körper lähmt, wird von der Komödie nur noch verstärkt, die Koležnik herauspräpariert hat.

Die Inszenierung fragmentiert die Körper. Iwanow & Co sitzen in einem Käfig, sie bewegen sich hinter Fenstern (Bühne: Raimund Vogt). Man sieht sie nie ganz. Zersplitterte Körper, Seelen und Identitäten. Das ist das Erbe der Moderne, auch wenn heute wieder die geschlossene Identität in Mode kommt.

„Iwanow“ ist eine ästhetische Inszenierung, hier stimmt alles, Schauspiel, Licht, die Kostüme (Alan Hranitelj) in melancholischen Brauntönen. Aber warum ist Iwanow so müde? Ist Müdigkeit die Krankheit der Moderne, die Tschechow vorausgesehen hat? Über die Gesellschaft erzählt uns Mateja Koležnik nichts. Von einer Gesellschaft, die müde macht, weiß diese Inszenierung nichts. ■

Georg Mair